

# Inhalt

Vorwort .....	9
Zwei Kinder des Ersten Weltkriegs .....	9
Die Urkatastrophe .....	12
Terra incognita .....	14
KAPITEL 1: »Die Räder singen Krieg ...« .....	17
KAPITEL 2: Kann ein Mörder schön sein? .....	24
Zwei Schüsse in Sarajevo .....	24
Krise im Vielvölkerstaat .....	29
Deutschland ist kriegsbereit .....	31
Zwischen Kaiser und Zar .....	33
Maikäfer flieg ... .....	36
KAPITEL 3: Abschied von der heilen Welt .....	40
Erbfeinde .....	40
Der Überfall .....	43
Die Träume einer Weltmacht .....	46
Seekrank .....	50
KAPITEL 4: Überrollt .....	56
Eine viel zu große Uniform .....	56
Die Kosaken kommen .....	59
Die Schlacht von Tannenberg .....	61
Schrecklicher Dienstag .....	64
Blut im Schnee .....	70
Ein Massaker .....	76

KAPITEL 5: »Ach wäre ich Jeanne d'Arc ...« .....	83
Adieu ist verboten .....	84
»Blutauschige Barbaren« .....	86
Die Juden sind schuld .....	89
Deutsche Kriegshelden .....	92
Heroisches Frankreich .....	96
KAPITEL 6: Die Schule rüstet auf .....	99
Die neue Kriegspädagogik .....	103
Mobilisierte Kinder .....	108
KAPITEL 7: Lesen und lesen lassen .....	111
Für kleine Patrioten .....	111
Lieb Vaterland, magst ruhig sein .....	114
»Kriegsheftelesbua« .....	120
KAPITEL 8: Kriegsspiele .....	123
»Frisch-fröhlicher Geschützkampf« .....	128
Die erste Uniform .....	131
Bloß keine Puppen! .....	132
KAPITEL 9: Heimat, Front und Heimatfront .....	136
Socken stricken für den Sieg .....	139
Goldsucher .....	143
Zwangsverpflichtet .....	147
Liebesgaben .....	150
Italien – Die neue Front .....	151
Bomben auf Städte .....	162
KAPITEL 10: Wenn Kinder zu Soldaten werden .....	169
Der Ausreißer .....	170
Ruhm und Ehre .....	174
Soldat kann jeder werden .....	178
Für den König, das Reich ... und Deine Kameraden ..	181
Der Todesschütze .....	185
Flucht in den Untergang .....	186

KAPITEL 11: Kleine Helden .....	194
Ein Prinz an der Front .....	196
Die Leiden des Zarewitsch .....	197
Ein Himmelfahrtskommando .....	201
Heldenmädchen .....	208
KAPITEL 12: Leben ohne Väter .....	216
Frauenhaushalt .....	218
Auf dem Land .....	219
Eine Arbeiterfamilie .....	221
Verwaist .....	229
Der erste Genozid .....	232
Eine Bilanz .....	238
KAPITEL 13: Aus der Ferne .....	240
Fern im Osten .....	241
Der fünfte Kontinent .....	244
Die USA erklären den Krieg .....	248
Ein Teddy aus der Neuen Welt .....	252
Freiwillig in die Hölle .....	256
KAPITEL 14: Gut Dampf! .....	262
Wie ein offenes Grab .....	266
Caporetto .....	270
KAPITEL 15: Sehnsucht nach Frieden .....	275
Die Russische Revolution .....	275
Das vierte Jahr .....	279
Baku, Lazarett .....	281
Wo ist Gott? .....	282
Flucht vor den Roten Garden .....	288
Ein junger Zionist .....	291
Im Nebel .....	293

KAPITEL 16: Das Ende der Illusionen .....	296
Weihnacht '17 .....	296
Erste Liebe .....	297
Kriegsmoral .....	300
Hunger als Waffe .....	303
Letzte Reserven .....	311
Paris unter Beschuss .....	316
Säuglingssterben .....	320
KAPITEL 17: Ein Ende und kein Frieden .....	324
Bürgerkrieg .....	324
Letzte Kämpfe in Frankreich .....	328
Das besiegte Österreich .....	331
Ein deutscher Herbst .....	333
Waffenstillstand .....	335
Kommentiertes Verzeichnis der Hauptprotagonisten .....	340
Zeittafel .....	346
Editorische Notiz .....	351
Quellen .....	355
Bildnachweis .....	366
Dank .....	367

Vorwort

## Zwei Kinder des Ersten Weltkriegs

Das 20. Jahrhundert sollte gemäß einem 1900 erschienenen Buch der schwedischen Reformpädagogin Ellen Key das »Jahrhundert des Kindes« werden. Yury Winterbergs Großmutter wurde genau an der Schwelle dieses Jahrhunderts geboren. Sie trug den schönen Namen Elisabeth Liebe; und an ihrem 14. Geburtstag begann sie Tagebuch zu schreiben. Da herrschte in Mitteleuropa seit mehr als vierzig Jahren Frieden, so lange wie nie zuvor in der bekannten Geschichte; und einige der führenden Ökonomen gingen davon aus, die Welt sei so global vernetzt und modern, dass Kriege allenfalls noch lokal ausbrechen könnten – und jedenfalls schnell wieder einzudämmen wären. Kindern wurde so viel Aufmerksamkeit geschenkt wie nie zuvor; die Erwachsenen hatten begonnen, deren Probleme ernst zu nehmen. Elisabeths Sorgen waren die gleichen wie die heutiger Teenager, nur dass es das Wort damals noch nicht gab: Man sagte »Backfisch«. Sie ärgerte sich über die Bevormundung der Eltern, aber am meisten ärgerte sie sich über sich selbst; sie liebte es, allein zu sein, aber am meisten liebte sie es, jemanden zu haben, der über die gleichen Dinge lachen konnte wie sie.

Dann kam der Krieg. Erst zogen die Vettern und Onkel ins Feld – einige kamen nicht zurück. Schließlich müssen sich auch die beiden Brüder der Musterung stellen. Sie werden für tauglich befunden und in den Krieg geschickt, obwohl Arthur auf einem Auge fast blind ist. Im Juni 1916 schreibt Elisabeth: »Heute ist ein furchtbarer Tag für uns. Mit der Mittagspost kam Mutters Brief an Arthur zurück, mit dem Vermerk: Vermisst. Armer Arthur, was wird er ausstehen müssen? Nun ist ihm was passiert. Ob er gefangen ist oder verwundet? Es ist ja gar nicht auszuden-

ken. Arthur, was musstest du leiden?» Wochen später, die zwischen Hoffnung und Verzweiflung vergehen, kommt die Nachricht, dass der Bruder noch lebt, Kriegsgefangener in Russland ist. Ein Schicksal, das damals zwei Millionen österreichische und deutsche Soldaten teilten – und für weit mehr als Hunderttausend von ihnen den Tod bedeutete. Arthurs Karten aus dem Lager an Elisabeth tragen die Stempel der russischen Militärzensur und erlauben kaum Rückschlüsse auf die dortigen Zustände; vor allem zeigen sie, wie sehr er Mutter und Schwester vermisst.

Auch Elisabeths erste große Liebe fiel in die Kriegszeit. Sein Name war Fritz Hahn, ein Einjährig-Freiwilliger, der für einige Wochen in ihrem Haus einquartiert wurde. Als sehr gutaussehend beschreibt ihn Elisabeth, und mit gutem Charakter ausgestattet, »kein bisschen eingebildet, obwohl er Grund dazu gehabt hätte« – sei er doch sogar Klassenprimus auf dem Gymnasium gewesen. »Ich würde Fritz sofort heiraten, wenn er nur wollte«, gesteht sie dem Tagebuch: »Aber der bekommt ja viel, viel Hübschere und Bessere als ich es bin – obgleich ich auch nicht hässlich bin.« Als er ins Feld ziehen soll, wird »Brüderschaft geschlossen«: »Wir haben uns einen ›Freundschaftskuss‹ gegeben. Ach, das war der erste in meinem Leben. Werden noch viele kommen?« Nach dem Abschied hat sie von Fritz nie wieder gehört. Schrieb er nicht mehr, weil er gefallen war oder weil er nichts mehr von ihr wissen wollte? Am Tag des Waffenstillstandes 1918 war Elisabeth schon kein Kind mehr. In ihrer makellosen Sütterlinschrift hat sie notiert: »In dieser bitter ernsten Zeit gehe ich nun in die Tanzstunde. Vergnügen hat man ja keins. Ich lerne eben bloß das Tanzen.«

»Wenn ich nur wüsste, was aus dem Fritz geworden ist ...« – diese Frage beschäftigte sie noch im hohen Alter. Bis zu ihrem Tod hoffte sie, Fritz würde eines Tages vor der Tür stehen und erzählen, wie es ihm ergangen war. Sie starb 1976.

Sonya Winterbergs Großvater mütterlicherseits wurde 1909

im Böhmerwald als erstes Kind in eine Bauernfamilie hineingeboren. Kurz nach Kriegsbeginn 1914 fiel seine Aufnahme in die Grundschule; er gehörte erst zur zweiten Generation der Familie, der es möglich war, Lesen und Schreiben zu lernen. Ein eher ungünstiges Klima sowie karge Böden bestimmten den Alltag, der auch ohne Krieg nicht leicht war. Im Winter war das Dorf oft wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten. Der Weg in die Dorfschule führte eine Stunde durch Wald und Wiesen. Von der Arbeit auf dem Hof war der Junge dadurch keineswegs entbunden. Um fünf Uhr morgens musste er auf den Beinen sein und als Hütejunge oder im Stall mithelfen – und nach der Schule setzte sich die Schufferei fort. Dennoch wurde nicht geklagt – denn so verlief im Dorf der Alltag seit Menschengedenken. Daran änderte zunächst auch der Krieg nichts, denn in der Abgeschiedenheit Böhmens lebte man fernab von Kampfhandlungen.

Doch dann zogen die Männer fort. Deutsche und Tschechen hatten in den Dörfern bisher eher nebeneinander als miteinander gelebt, gingen sich aus dem Weg. Jetzt aber einte sie ein gemeinsames Schicksal – sie alle marschierten für den gleichen Kaiser Franz Joseph in den Krieg. Die Folgen waren verheerend. Mit dem Fehlen ihrer Arbeitskraft wurden große Teile der Wald- und Landwirtschaft lahmgelegt. Die Ernten fielen geringer aus, Frauen und Kinder mussten sich fortan allein zu helfen wissen.

Auch Johanns Vater wurde einberufen und ließ neben dem Sohn noch die Frau und die beiden jüngeren Töchter zurück. Von seinem Stammhalter, dem mit seinen fünf Jahren ältesten der Geschwister, verabschiedete sich der Vater mit den Worten: »Nun bist du der Herr im Hause.« Das war keine Floskel, sondern eine konkrete Erwartung, gleichbedeutend mit dem Ende der Kindheit. Wenn der Vater in den kommenden Jahren auf Heimaturlaub war, fühlte Johann die Verpflichtung zu zeigen, dass er zu Hause alles im Griff hatte.

Im Januar 1918 kam mit Otto das vierte Geschwisterkind in

die Familie. Seine Kindheit verlief unter einem besseren Stern, denn der Vater kehrte unversehrt aus dem Krieg zurück, und von den politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen der 1920er Jahre bekamen sie in ihrem böhmischen Dorf wenig mit – mit einer entscheidenden Ausnahme. Johann war sein erstes Lebensjahrzehnt im von Deutschösterreichern und Ungarn regierten Habsburger Reich aufgewachsen; Otto dagegen wurde in der Tschechoslowakischen Republik als Angehöriger einer misstrauisch beäugten deutschen Minderheit groß. Diese im Oktober 1918 vollzogene neue Staatsgründung war eine direkte Folge der Niederlage Deutschlands und des K.-u.-k.-Imperiums im Ersten Weltkrieg. Die Brüder Johann und Otto reagierten sehr verschieden auf diese Zäsur. Otto lernte Tschechisch, besuchte die höhere Schule in der Stadt und absolvierte als Erster in der Familie das Abitur, während Johann den Bauernhof der Familie übernahm und kaum Berührung mit dem neuen Staat hatte.

Johann stand den Nazis nahe, ob er Parteimitglied war, ist ungewiss – Otto wurde Sozialdemokrat. 1938 holte Hitler beide ungefragt »heim ins Reich«, diesmal ins Deutsche Reich. Später fehlte nicht viel, und Johann hätte seinen Bruder bei der Gestapo denunziert. 1946 mussten beide nach dem nächsten verlorenen Krieg die Heimat verlassen – für immer. Johann starb am Ostermontag 1986 in Württemberg.

## Die Urkatastrophe

Die Bezeichnung des Ersten Weltkriegs als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« hat sich weithin eingebürgert – und meint, dass die folgenden Katastrophen des Jahrhunderts ohne ihn nicht zu verstehen sind: der Zweite Weltkrieg, der Holocaust, der Bürgerkrieg auf dem Balkan, der unerledigte Dauerkonflikt im Nahen und Mittleren Osten. Dies ist auf das Große und Ganze, das Politische gemünzt; kaum jemand mochte im Jahr



1919 daran glauben, dass die Pariser Vorortverträge, die den Ersten Weltkrieg beendeten, eine Basis für einen dauerhaften Frieden geschaffen hätten. Man hoffte lediglich, Zeit gekauft zu haben, um in den folgenden Jahren die potenziellen Gegner überflügeln zu können.

Doch eine Urkatastrophe war der Erste Weltkrieg auch in einem anderen Sinn. Denn die Kinder, die in jenen Jahren aufwuchsen, wurden lebenslang von ihm geprägt. Gefühle wie Hass und Rache machten aus ihnen die idealen Kämpfer des kommenden Krieges – an der Front ebenso wie in der Heimat. Diese Kinder hatten früh gelernt, Entbehrungen zu ertragen und Opfer zu bringen. Sie hatten von bedingungslosem Heldentum geträumt und erlebt, wie wenig ein einzelnes Menschenleben in einem solchen Feuerschlund zählt. Viele von ihnen entwickelten radikale politische Ansichten und wurden zu Protagonisten der Diktaturen und Gottesstaaten, die das 20. Jahrhundert hervorbrachte. Andere lernten früh, indem sie die dicken Panzer von nationalistischer Erziehung und Propaganda durchbrachen, eigenständig zu denken, dem »gesunden Menschenverstand« der Massen zu misstrauen. Ihr Widerstand nahm später viele Formen an, manifestierte sich auf politischem, sozialem, künstlerischem oder religiösem Gebiet.

Wenn man all diese Lebenslinien verfolgt, begreift man, wie sich aus vielen kleinen Katastrophen eine große formen konnte. Den Schlüssel für dieses Verständnis bildet die häufig dramatisch verlaufene Kindheit dieser Generation. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um normale, scheinbar durchschnittliche Menschen oder um spätere Berühmtheiten handelt. Wir haben sie deshalb in diesem Buch gleichrangig behandelt. Ebenso lässt sich keine scharfe Trennlinie zwischen Kindern und Jugendlichen ziehen, weil, wie Stéphane Audoin-Rouzeau gezeigt hat, in der damaligen Zeit eine solche Trennung nicht existierte. Kinder genossen keinen besonderen Schutz, waren wie Jugendliche *de jure* völlig rechtlos, waren *de facto* aber mit zunehmender Kriegsdauer

ähnlichen Belastungen ausgesetzt wie die Erwachsenen. Ihre Erfahrungen unterschieden sich nicht substantiell.

Die traumatischsten Grunderfahrungen waren Kampfhandlungen und Pogrome, erlitten oder selbst daran beteiligt, dazu Hunger und Seuchen. All dies führte zum Erleben des Todes als Massenphänomen. Jugendliche wurden, zumeist als Freiwillige, je nach Nation mehr oder weniger regulär als Soldaten in das Kriegsgeschehen einbezogen – und selbst Kindersoldaten gab es in großer Zahl. In der britischen Armee sollen 250 000 Minderjährige als Soldaten zum Einsatz gekommen sein, die nicht das Tauglichkeitsalter erreicht hatten – fast die Hälfte von ihnen soll getötet oder verwundet worden sein. Für andere Länder gibt es keine entsprechenden Erhebungen, doch zeigt diese Schätzung, dass Kindersoldaten damals keineswegs nur in seltenen Fällen zum Einsatz kamen. In früheren Kriegen versuchte man, durch Hunger belagerte Festungen zur Aufgabe zu zwingen. Im Ersten Weltkrieg wollte man ganze Völker aushungern – mit letztlich erschreckendem Erfolg.

In vielem markiert der Erste Weltkrieg den Beginn eines neuen Zeitalters – und auch in diesem: Erstmals wurden die Massenmedien als systematische Waffe für die Propaganda eingesetzt. Ihre Wirkung auf Kinder war dabei noch wesentlich direkter und tiefer als auf Erwachsene (die sich damals dem Sog der Bilder allerdings ebenso wenig entziehen konnten). Wer unsere Zeit verstehen will, muss sich mit dieser »Urkatastrophe« beschäftigen, die sie geprägt hat.

## Terra incognita

Diesem Buch ist die Mitarbeit an einem aufwändigen Filmprojekt vorausgegangen, mit dem im Jahr 2014 des Ausbruchs des Weltkriegs vor hundert Jahren gedacht wird. Beteiligt sind ARD und ORF, ARTE, die BBC und viele andere Fernsehstationen.

Die Recherchen für die mehrteilige Serie »14 – Tagebücher des Ersten Weltkriegs« begannen im Frühjahr 2010. Schon damals war sicher, dass der Weltkrieg nicht als eine Abfolge von Schlachten erzählt werden sollte, sondern aus dem Erleben der Menschen von damals – und nicht nur der Soldaten, sondern ebenso der in der Heimat Verbliebenen. 14 Protagonisten wurden ausgewählt – darunter drei Kinder: Marina Yurlova (Russland), Elfriede Kuhr (Deutschland), Yves Congar (Frankreich). Dieses Vorhaben löste bei den beratenden deutschen Historikern Verwunderung aus, hätten doch die Kinder im Ersten Weltkrieg nur sehr wenige Selbstzeugnisse hinterlassen. Dass dem nicht so ist, beweist das vorliegende Buch. Vielmehr erwies sich in der Folge die Substanz des Themas als so stark, dass bei einem zusätzlichen Autorenteam eine zweite Serie in Auftrag gegeben wurde, die sich ausschließlich mit dem Schicksal von Kindern in der damaligen Zeit befasst: »Kleine Hände im Großen Krieg«.

In Ländern wie Frankreich und Großbritannien, aber auch in Australien, Neuseeland oder Kanada wird nicht des »ersten« Weltkriegs gedacht, sondern des »Great War«, des »Grande Guerre«. Dort ist das Wissen um die Millionen Toten noch unmittelbar präsent, gibt es entsprechende nationale Gedenktage, die Jahr für Jahr aufwändig begangen werden. Dagegen kommt der Erste Weltkrieg in der kollektiven Erinnerung der Deutschen kaum noch vor. Womöglich liegt das auch daran, dass es zwischen den Generationen niemals zu einem wirklichen Erfahrungstransfer gekommen ist (anders als, freilich auch mit deutlicher Verzögerung, bezüglich des Zweiten Weltkriegs).

Während der Arbeit an diesem Buch sprachen wir mit vielen Menschen, die vom Schicksal ihrer Großeltern oder Eltern im Ersten Weltkrieg wenig oder nichts wussten. Einen markanten Beleg für diese Geschichtslosigkeit liefert ein Interview, das der Fernsehjournalist Theo Ott 1985 mit der Schriftstellerin Jo Mihaly für die ZDF-Reihe »Zeugen des Jahrhunderts« führte. Jo Mihaly hatte unter ihrem bürgerlichen Namen Elfriede Kuhr

im Ersten Weltkrieg ein Kindertagebuch geführt und damit späte, internationale Aufmerksamkeit gefunden. Ott leitete das einstündige Gespräch mit der Frage ein: »Ist dieser Erste Weltkrieg, der sich ja an den Fronten abgespielt hat und wo keine Städte bombardiert wurden, ist er weniger grausam, ist er humaner gewesen als der Zweite?«

Ott war offensichtlich unbekannt, dass im Ersten Weltkrieg durchaus Städte massiv bombardiert wurden, z. B. London, Paris oder Karlsruhe, wenn auch in geringerem Ausmaß als im Zweiten Weltkrieg. Ebenso im Dunkeln müssen Ott die Millionen ziviler Opfer geblieben sein, die aufgrund von Seeblockade oder zusammengebrochener Infrastruktur in Deutschland, Russland, Österreich-Ungarn oder der Türkei schlicht verhungerten – gefolgt von noch höheren Todesraten infolge der weltweit grassierenden Spanischen Grippe. In die Zeit des Ersten Weltkriegs fiel nicht zuletzt der Genozid an den Armeniern mit Hunderttausenden Opfern.

Hatte sich Theo Ott einfach nur schlecht auf sein Interview vorbereitet? Seine Ahnungslosigkeit gewinnt an Bedeutung, wenn man weiß, dass es sich bei ihm um den Schwiegersohn von Jo Mihaly alias Elfriede Kuhr handelt. In der Familie wurde demnach über all das nicht oder nur vage gesprochen – ein spätes Fernsehinterview mit der hochbetagten Zeitzeugin musste reichen. Charakteristisch fiel in der Sendung dann auch die Reaktion von Jo Mihaly aus. Statt einer Antwort auf die Eingangsfrage beschrieb sie übergangslos Lage und Bedeutung ihrer Heimatstadt Schneidemühl im Ersten Weltkrieg.

Mit unserem Buch wollen wir eine Lücke im Verständnis dieser Zeit schließen. Es versteht sich als ein eigenständiger Beitrag, in dem aus einer multinationalen Perspektive ein Panorama des Ersten Weltkriegs entfaltet wird, wie es die Kinder von damals erlebten.

## KAPITEL 1

### >>Die Räder singen Krieg ...<<

Der Mond steht groß über dem Kaukasus und erleuchtet Marinas Zimmer taghell. Einsame Glockenschläge verkünden Mitternacht. In dieser sternklaren, warmen Sommernacht schlafen alle im Haus des Kosakenoberst Yurlov, nur das Mädchen nicht. Sie öffnet das Fenster, lehnt sich hinaus. Direkt unter ihr, zum Greifen nah, dämmern tiefblau und weiß die Schwertlilien, etwas entfernt züngeln wie kleine Flammen rote und gelbe Tulpen. Marina wundert sich, dass der Mond die Farben der Blumen nicht verschluckt. Übernächtigt, wie sie ist, erscheinen ihr manche Dinge überdeutlich, andere umgibt ein Traumschleier. Der betäubende Duft des Flieders, der ins Zimmer weht; das Duett der beiden Nachtigallen im Garten. Romantik ist ihr eigentlich verhasst, viel eher ist Marina auf Abenteuer aus. Mehr als einmal ist sie nachts ausgerissen, hat sich in die Nachbarhäuser der Kosaken geschlichen, den Erzählungen der Alten gelauscht oder mit den Jungen Streiche ausgebrütet, ist am frühen Morgen zurückgeschlichen, um einer Strafe zu entgehen.

Doch in dieser Nacht bleibt sie im Zimmer. Morgens gegen drei erscheint am östlichen Himmel ein grauer Streifen, und die Luft kühlt merklich ab. Sie weht von der See herüber; das Schwarze Meer ist nur zehn Kilometer entfernt. Dennoch hat das Mädchen das Meer kaum je einmal zu sehen bekommen. Die Kosaken in Rajewskaja haben genug mit ihren Pferden und ihren Feldern zu tun und kümmern sich so wenig um die See, wie das Klima es tut, das hier typisch kontinental ist: die Sommer heiß und kurz, die Winter eisig und lang. Bald wird die Familie das alte, blau und gelb gestrichene Haus aus Lehm und Schilf wieder gegen die Stadt austauschen, Jekaterinodar, wo

es sich besser leben lässt, wenn die große Kälte kommt und die große Dunkelheit. Marina schleicht zurück ins Bett, wickelt sich fröstelnd in die Decke, schläft ein. Doch jetzt erwacht das Haus. Die Ernte wartet.

Am Abend zuvor hatte Marina dem kopfschüttelnden Vater die Erlaubnis abgetrotzt, ihn auf die Felder zu begleiten. Seine Bedingung: Früh aufstehen wie alle anderen – und arbeiten wie alle anderen. Sie ist munter geblieben, um den Abmarsch nicht zu verpassen. »Nimm Wassili mit, wenn du früher nach Hause willst. Geh nicht allein über die Landstraße.« Das waren die letzten Worte der Mutter vor dem Schlafengehen. Wassili ist der Knecht, der gemeinsam mit dem Kindermädchen in manchem Marina nähersteht als die häufig unnahbaren Eltern.

Die Mutter steht vor der mit Kreide geweißten Wand neben der Kommode, formt ein Wort mit den Lippen, das Marina nicht hört. Sie glaubt, es sei ihr Name. Doch dann mahnt Wassili lauthals zur Eile. Vielleicht ahnt die Mutter, dass sie ihr Kind nie wiedersehen wird. Marina ahnt nichts. Sie muss sich beeilen, wenn sie die Arbeiter noch einholen will, die bereits aufgebrochen sind und fast schon das Ende des Dorfes erreicht haben. Es sind Burschen und Mädchen, nur wenig älter als sie selbst. Sie gehen Hand in Hand. Die jungen Frauen sind geschmückt wie zu einer Feiertagsprozession; im Haar tragen sie Blumenkränze und leuchtende Bänder. Anfangs schämt sich Marina, dass sie in der Eile ein einfaches blaugepunktetes Kleid und nicht ihre festliche Kosakentracht angezogen hat. Doch dann tröstet sie die Erkenntnis, dass sich die jungen Frauen für den künftigen Liebsten herausgeputzt haben – das Letzte, wonach ihr der Sinn steht. Der einzige Mann, den sie bewundert, ist ihr Vater; vor allem auch jetzt, wo er den Zug anführt, in seiner schmucken Uniform, der schwarzen Tscherkesska und dem roten Beschet. Seine Kopfbedeckung aus dem edlen Fell der Karakulschafe wird er auch in der größten Mittagshitze nicht absetzen.

Marina Yurlova ist so jung wie das Jahrhundert. In diesen

nach dem russischen Kalender letzten Julitagen im Jahr 1914 ist sie gerade vierzehn Jahre alt geworden. In Westeuropa ist es schon August. Nicht nur wegen des Festhaltens an einem veralteten Kalendersystem gelten die Russen im Westen als unzivilisiert und hoffnungslos rückständig. Mit ihrer bedingungslosen Treue zum Zaren, den sie als Statthalter Jesu religiös verehren, stehen insbesondere die Kosaken für jenen Teil Russlands, der noch im Mittelalter lebt. Als Zar Nikolaus II. im Juli 1914 durch seinen Innenminister informiert wird, das Reich sei auf einen Krieg nicht wirklich vorbereitet und sollte ihn daher vermeiden, reagiert dieser pikiert: »Was weiß Er schon? Ist Er etwa direkt mit Gott verbunden und empfängt von ihm Visionen?«

Die Kubankosaken, zu denen Marina gehört, bilden seit Urzeiten die Leibgarde des Zaren, worauf sie besonders stolz sind. Sie gestatten in ihren Staniza genannten Wehrdörfern Fremden nur dann, sich niederzulassen, wenn diese zahlreiche Abgaben entrichten. Geschäfte dürfen sie nicht eröffnen, und Juden ist der Zutritt überhaupt verboten. Doch andererseits gibt es innerhalb der Kosaken, die sich als »freies Volk« bezeichnen, keine Leibeigenschaft, und im Jahr 1914 übertrifft ihr Alphabetisierungsgrad denjenigen von »zivilisierten« Ländern wie Frankreich. Dass Marina fließend lesen und schreiben kann – und in ihrem Alter nicht umstandslos zwangsverheiratet wird –, ist im Rest der Welt alles andere als selbstverständlich.

Als der lange Zug der Erntehelfer hügelabwärts die Ebene der Felder erreicht hat, wollen die Mädchen singen. Es fällt ihnen schwer, sich auf ein Lied zu einigen. »Mein Liebster zieht als Kosak in den Krieg«, schlägt eine vor. Aber es bringe Unglück, vor Sonnenaufgang vom Krieg zu singen, weiß die Nächste. Die Mehrheit setzt sich dennoch durch:

Es weinen die Weiden, die ich pflanzte am Fluss  
Es weint mein Herz, weil mein Liebster fort muss.